

bringen eine Anfrage des Rms Ep. Macaonensis, welche also lautet: *Utrum occurrente prima feria sexta Novembris, die quo fit commemoratio Omnium fidelium Defunctorum, liceat missam votivam celebrare de Sanctissimo Corde Jesu juxta decreta Sacrae Rituum Congregationis 28. Junii 1889. Resp. Negative, juxta Rubricas.*

(**Elektrisches Licht.**) Wie die Ephem. lit. 1895 (Juli) melden, steht ein Decret der S. R. C. in Aussicht, welches das elektrische Licht für den Gottesdienst (quoad cultum) verbietet, nicht aber für die Kirche, und dem Bischof die Fürsorge aufträgt, über die Art und Weise der Verwendung des elektrischen Lichtes zu wachen.

(**Maria Verkündigung.**) Das Fest Maria Verkündigung ist zu einem Feste dupl. I class. sine octava erhöht worden. Ein diesbezügliches Decret wird von der S. R. C. erlassen.

Persönliche Glossen über die gegenwärtige Lage.

Von Professor P. Albert M. Weiß, O. Pr. in Freiburg (Schweiz).

Wien, 15. Juli 1895.

Mein theurer väterlicher Freund, der ehrwürdige geistliche Rath Seelos, ein Schüler und treuer Verehrer Sailer's, erzählte gerne, wie sein Vater, ein hiderber Schmiedmeister, ihn durchaus zum Schmiede habe machen wollen. Erst mit sechzehn Jahren erhielt er von ihm die Erlaubnis zum Studieren. Am Tage der Primiz saß der Vater natürlich bei Tisch obenan neben dem Primizianten und dem Decan. Dieser stieß mit dem Vater an und sagte: „Nun, Schmied, jetzt seid Ihr aber doch damit zufrieden, daß Euer Franz Sales geistlich geworden ist?“ „Natürlich“, sagte der Alte, „aber — Schmied wär' halt auch schön gewesen.“

An diese Worte habe ich mich während der letzten Zeiten oft erinnert, nur möchte ich sie umkehren. Es ist ja alles recht und gut, was Gutes und Rechtes geschehen ist, und es soll recht und gut sein, wenn dessen noch mehr geschieht, aber wenn's gerade etwas weniger schmiedmäßig geschehen wäre und geschehen könnte, — wär's halt auch schön.

Ich sage das nicht, als ob ich das Schmiedhandwerk verachtete. Ich sage nur, daß das schmiedmäßige Hämmern nicht jedermann Vergnügen macht, wenigstens solange nicht, als man es noch nicht gewöhnt ist. Zuletzt schläft freilich der Schmiedhund neben Amboß und Esse. Der Schmied vollends, der zum Bäcker auf Besuch kommt, hält es nicht fünf Minuten aus, weil es ihm dort zu todt ist. Erst wenn er wieder den Amboß dröhnen hört, sagt er mit einem kräftigen Fluch: „Nein, so schön, wie bei uns, ist's doch nirgends auf der Welt.“ Er mag recht haben von seinem Standpunkte aus, nur muß er nicht verlangen, daß alle Menschen Schmiede werden, und

darf den Bäcker, der sein Handwerk auch schön findet, nicht gleich mit dem Schmiedhammer zu seiner Meinung befehren wollen.

Nun also, damit ich auf meinen eigentlichen Gegenstand komme, es ist ganz gut und recht, und man kann Gott nicht Dank genug dafür sagen, daß endlich das christliche Volk beginnt, aus seinem Halbschlaf aufzustehen. Daß es dabei etwas laut zugeht, liegt in der Natur der Sache. Wenn ein ganzes Volk aufsteht, dann müssen eben auch die Schmiede und andere geräuschvolle Menschenkinder aufstehen.

Es ist auch ganz gut und recht, daß es in den Massen zu gähren beginnt. Sie haben seit langen Zeiten soviel Gottlosigkeit und Kirchenfeindlichkeit in sich hineingeschluckt, daß diese übeln Säfte nun einmal in Aufruhr gebracht werden müssen, denn sonst können sie nicht ausgeschieden werden. Bei vielen werden sie sich ausscheiden, gut; bei vielen werden sie sich ins Blut schlagen, und dann weiß jedermann, wie er mit ihnen dran ist, und das ist auch recht.

Es ist ebenfalls gut und recht, und zwar vor allem und über alles, daß endlich einmal das letzte Stündlein für den großen Erbfeind der guten Sache, den Liberalismus, geschlagen hat. Ihm, dem Vater, dem Sohne, dem Schutzherrn unserer leidigen Halbheit, ihm, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, Sallusts Worte zu erfüllen: *Deos neglegere, omnia venalia habere edocuit*, ihm wird wohl niemand eine Thräne nachweinen. Wohl aber wird jeder sein Grab so gut verriegelt wünschen, daß selbst sein Gespenst nicht mehr daraus entweichen könne, um je nochmals die Ruhe der Lebenden zu stören.

Auf dieses letzte Wort möchte ich nun aber die ganze Aufmerksamkeit derer lenken, die den großen Kampf für den Sieg der christlichen Ideen kämpfen. Es handelt sich um den Sturz eines Systems, das als der Erbe der großen Revolution die Welt seit einem Jahrhundert beherrscht hat. Welches Verderben dieser Wechselbalg angerichtet hat, das ist kaum zu beschreiben. Aber Ideen sind nicht so schnell todt. Und wenn sich auch ein System, in dem sie sich verkörpert haben, auflöst, so bleiben doch die unsichtbaren Keime und treiben anderswo in neuer Form Schößlinge.

Und zuletzt muß sich niemand mehr davor hüten, von ihnen angesteckt zu werden, als gerade der, der mit ihnen beständig umgeht, um sie zu bekämpfen. Jeder Pestarzt weiß das. Mögen es nur die heldenmüthigen Bekämpfer des Liberalismus auch beherzigen!

Auf der andern Seite handelt es sich um den Neubau einer besseren Gesellschaftsordnung, oder wenigstens um die Vorbereitungen dazu. Auch diese Aufgabe verlangt unsere ganze Aufmerksamkeit. Ein Fehler, der in den Fundamenten gemacht wird, ist viel verhängnisvoller und von weit größerer Tragweite, als hundert Fehler, die im

Aufbau begangen werden. Ein principieller Fehlgriff ist auch selten wieder gut zu machen.

Alles in allem erwogen, kann sich niemand der Ueberzeugung verschließen, daß die Lage sehr ernst ist. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich sage: Wir stehen in einem entscheidenden Augenblicke, einem Augenblicke, nach dem sich vielleicht auf lange Zeit hinaus alles richten wird. Aber die Entscheidung liegt nie allein bei den Dingen, sondern auch bei den Menschen.

Die Dinge sind, dank der Gnade Gottes, dahin gekommen, daß der Zustand der Gesellschaft an die flüssige Glockenspeise erinnert, eben in dem Augenblicke, da sie zum Gusse reif ist. Alles kocht und wallt und brodelte. Wohl, wenn die gährende Mischung in die rechte Form geleitet wird. Es darf aber eine feste Form sein, sonst ist das Unheil fürchterlich.

Wehe, wenn sie losgelassen.

Wachsend ohne Widerstand

Durch die volksbelebten Gassen

Wälzt den ungeheuren Brand!

Daß dies verhütet werde, daß das Ergebnis der entscheidenden Wendung günstig sei, das ist, abgesehen von der Gnade Gottes, an der es ja niemals fehlt, Sache der menschlichen Umsicht und Thätigkeit. Und hieraus ergibt sich die große Verantwortung, die heute auf jedem liegt, zumal auf allen Führern der Bewegung. Welche Richtung sie ihr geben, davon hängt der Ausfall ab. Das möchte jedem mit Schrecken erfüllen, zumal wenn er bedenkt, wie schwer es ist, mitten im Drange und Gewühl den großen Blick zu bewahren, gegen die principiellen Fragen, deren Entwicklung die Zukunft gestalten wird, in nichts zu verstoßen, und dabei in der That so kraftvoll und so maßvoll zugleich aufzutreten, daß weder durch das Zuviel noch durch das Zuwenig gefehlt werde.

Das sind Gedanken, die sich einem überall aufdrängen, die auch überall ihre Bedeutung haben, man mag sich wenden wohin immer. Für Oesterreich, das uns am nächsten liegt, nehmen sie um der besonderen Verhältnisse willen auch besondere Gestalt an. Hier hat die Bewegung zum Guten in einem großen Theile des Reiches, namentlich in der Hauptstadt, jene Richtung eingeschlagen, die sich selbst mit dem Namen „christlich-social“ bezeichnet. Man konnte von Anfang an, solange es sich um theoretische Erörterungen handelte, gegen diesen aus der anglikanischen Kirche herübergenommenen Namen Bedenken haben, und ich selber habe damit keineswegs zurückgehalten, wie es sich für einen ehrlichen Mann und einen loyalen Beurtheiler der Dinge geziemt. Nunmehr ist der Name zu einem Programm oder doch zum Factum geworden. Es wäre Zeitverlust, nun noch weiter über ihn zu discutieren. Wer Realpolitik treibt, kann über theoretische Fragen nur verhandeln, solange eine theoretische Er-

örterung Aussicht auf Erfolg hat. Mit Thatfachen muß man einfach rechnen. Zudem liegt schließlich am Namen nicht soviel, wenigstens nicht bei Völkern, die nicht zu den Kaltblütern gehören. Im „Volk der Denker“ kann es allerdings schon vorkommen, daß über den Titel eine gute Sache in Trümmer gehe: die deutschen Reichstage und die Verhandlungen des Reichskammergerichtes liefern Beispiele genug dafür.

Wir nehmen also den Namen „christlich-socialer Partei“ als Thatfache hin ohne jede weitere Erörterung und wünschen, daß über diesen Punkt so wenig mehr ein Streit bestehe, als über jede andere zur Thatfache gewordene Frage, mit der man einfach rechnen muß.

Wir thun das umso lieber, als wir hoffen, daß die bisher geführten Erörterungen genügend dazu dienen, die beiden Bestandtheile dieses Namens klarzustellen und gegen jede Verwässerung oder Mißdeutung sicherzustellen. Denn das allein war beabsichtigt, wenn Männer, denen es nicht um Wortklauberei, sondern um die Sache zu thun ist, bisher gegen den Namen Bedenken äußerten.

Die Partei nennt sich social. Sie will die Gesellschaft retten. Noch mehr, sie will die Gesellschaft christlich machen, sie will die christliche Gesellschaftslehre in der Praxis durchführen. Man kann sich kein schöneres Ziel denken, als dieses, wenn es anders klar aufgefasset und ohne Halbheit durchgeführt wird. Es gehört aber ein weiter Blick, es gehört ernstliche Ueberlegung, es gehört großer Muth, es gehört ruhige Besonnenheit dazu, alles zu erfassen und zu verwirklichen, was den christlichen Charakter der Gesellschaft ausmacht, Religion, Sitte, Recht, Wirtschaft, Staatsleben, Bildung, Wissenschaft, Erziehung, kurz Cultur im weitesten Sinne. Politik ist nur ein sehr kleiner und oberflächlicher Bestandtheil dieser unermesslichen Aufgabe. Allen Respect vor denen, die sich deren ganze Tragweite klar machen! An dem Tage, da dies geschieht, werde ich der erste sein, der voll Freude mit der Bewegung geht. Allerdings werde ich mich nie einer Partei verschreiben. Aber alsdann wird diese Richtung eben auch keine Partei mehr sein, sondern es werden alle zu ihr gehören, denen es ernstlich darum zu thun ist, daß das Reich Christi, das Reich Gottes auf Erden verwirklicht werde, so weit es menschliche Schwachheit möglich macht.

Die Partei nennt sich christlich. Ich habe, solange es zu theoretischen Erörterungen Zeit war, auch über diesen Punkt mancherlei Besorgnisse geäußert. Nicht als ob ich dem Namen christlich feind wäre — ich habe ja selber ein Büchlein zur Vertheidigung des Christenthums geschrieben — sondern weil es Verhältnisse gibt, wo dieses Wort nicht mehr deutlich und unzweideutig genug erscheint. Indes, man hat mir wiederholt bemerkt, ich traue der Bewegung zu viel zu, ich urtheile zu optimistisch von der Zeit, wenn ich glaube, man könne heute schon mehr bieten und verlangen als das Wort „christlich“. Von Kirche, von Katholicismus dürfe man noch lange

nicht sprechen, um nicht die Mehrzahl abzuschrecken. Eine derartige Widerlegung macht mich schon persönlich waffenlos, da es eine eigenthümliche Genugthuung ist, sich nach so vielen Anklagen auf Pessimismus einmal Optimist schelten zu hören. Uebrigens muß ich offen gestehen, daß mich diesmal weit mehr der verehrte P. Abel beruhigt mit seinem mir sehr sympathischen Ausruf: „Zurück zum praktischen Christenthum“. Ja hätten wir nur praktische Christen, dann wären es schon die rechten Christen, und alle weiteren Worte wären überflüssig. Wir wenigstens sind praktische Christen tausendmal lieber als unpraktische Ultramontane oder nicht practicierende Katholiken.

Also ich wenigstens rechne in Zukunft mit den Christlich-Socialen, aber ich rechne mit ihnen als mit einer Partei, der es darum zu thun ist, mit dem praktischen Christenthum Ernst zu machen, und zwar Ernst zu machen für die eigene Person und Ernst zu machen für das öffentliche Leben. Ein wahrhaft Christlich-Socialer ist mir nur der, der erstens zum praktischen Christenthum zurückkehrt, aber nicht bloß einmal und ausnahmsweise in Maria Zell bei einem verspäteten Pascha wie unter König Josias, sondern regelmäßig zu Ostern und regelmäßig jeden Sonn- und Freitag und regelmäßig jeden Morgen und Abend. Und zweitens setze ich von jedem richtigen Christlich-Socialen voraus, daß er das Seinige thue — er wird schon selber wissen, daß er nicht gleich Berge versetzen und die Sonne stehen lassen kann — also daß er mit Ruhe und mit Maß das Seinige thue, aber praktisch thue, nicht bloß mit schönen Worten und scharfer Kritik, damit die Gesellschaft den Gesetzen des Christenthums auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens wieder Anerkennung zolle.

Dagegen wird man mir hoffentlich nicht wieder mit der Ausrede kommen, ich rechne nicht mit den Thatfachen und täusche mich durch meinen Optimismus. Nun gut. Darf ich die Christlich-Socialen so nehmen, wie ich sie eben vorausgesetzt habe, dann sage ich offen, daß ich ihrer Bewegung — ich rede zunächst von Wien, ihrem Hauptsitze, und betrachte sie auch als specifisch wienerisches Gewächs, — also daß ich ihr aufrichtig alles Gute und den vollen Sieg wünsche.

Wenn ich so spreche, dann habe ich wohl den besten Beweis dafür abgelegt, daß ich mit den thatsächlichen Verhältnissen rechne. Ich für meine Person habe von Anfang an kein Feh! daraus gemacht, daß ich den entgegengesetzten Weg vorgezogen hätte, innere Consolidation, innerliche Erneuerung, Erringung von Klarheit, Einigung über die Principien, und nebenher von innen aus langsam und beharrlich den Versuch, für das erstarrte christliche Leben äußerlich Befenner und Vertreter zu werben, weniger mit Rücksicht darauf, daß deren Zahl möglichst groß sei, sondern darauf, daß sie durch Einheit, durch Besonnenheit, Festigkeit und Selbstbeherrschung,

durch Schärfe der Principien und durch Treue gegen ihre Grundsätze überall Achtung erwerben, selbst wenn sie in der Minorität wären. Die Bewegung hat einen anderen Gang genommen. Sie sucht zuerst die Massen zu ergreifen und hofft dann, wenn sie einmal durch deren Hilfe die Majorität errungen hat, die innere Arbeit in Angriff nehmen zu können.

Ich nehme diese Lage der Dinge hin. Welche von den beiden Richtungen schließlich das Beste getroffen haben wird, das zu entscheiden bleibt einer spätern Zukunft vorbehalten. Aber ich rechne mit den Ereignissen, und ich rechne mit ihnen loyal und mit Anerkennung alles dessen, was anzuerkennen ist, ohne Bitterkeit, ohne Angriff, ohne Herabwürdigung.

Ich bemerke nun zweierlei. Einmal muß sich die christlich-socialle Bewegung darauf gefaßt machen, daß sich die errungene Majorität mit der Zeit ebenso mindern wird, wie das Heer des Gideon. Ob es dabei so ruhig ablaufen wird, wie damals an der Quelle Harad, wird sich ja zeigen. Andererseits dürfen die Führer der Bewegung über den erkämpften äußerlichen Vorthellen nicht übersehen, daß ihre Aufgabe die innere Erneuerung der Geister ist, und daß diese Frage umso verantwortungsvoller an sie herantritt, je mehr sie nach außen Boden gewonnen haben. Ich kann mir nicht vorstellen, wie ernste, ehrenhafte Männer in dieser Mahnung eines ernsten, ehrlichen Mannes eine Beleidigung oder ein Hindernis oder gar eine Herausforderung sollten erblicken können. Wenn aber auch, so weiß ich doch, daß ich nur in ihrem Interesse so gesprochen habe, und auch sie wissen recht gut, daß ich ein größerer Thor sein müßte, als ich wirklich bin, wenn ich mir einbildete, dabei in meinem Interesse gesprochen zu haben. Nein, wenn ich das Meinige suchte, so würde ich mich anders verhalten; dazu reichten am Ende meine Geistesgaben auch noch hin. Welche Erniedrigung, von solch ordinären Dingen sprechen zu müssen! Mit Erröthen wende ich mich wieder zum Gegenstand meiner Rede zurück.

Hier beginnt also die große und schwierige Aufgabe der Zukunft, vielleicht schon der nächsten. Niemand wird besser wissen, welche verschiedene Elemente die Fluten der christlich-socialen Bewegung mit sich führen, niemand, sage ich, als die Führer eben dieser Bewegung. Wenn ihnen manchmal Goethes „Zauberlehrling“ ins Gedächtnis kommt, ist es ganz begreiflich. Ich gestehe darum auch ganz offen, daß ich ihnen für ihre Person gar manche Erregtheit und manchen raschen Schritt, den man ja um der Sache willen anders gemacht wünschte, gerne hinsehe, weil ich mir recht gut denken kann, wie schwer ihnen manchmal ums Herz sein muß. Indes, es wird die Zeit kommen, und sie wird bald kommen, da die schwere Aufgabe an sie herantritt, zum Besten der Sache, die sie vertreten, eine ganz ernstliche Scheidung vorzunehmen.

Als es sich vor kurzem darum handelte, die verschiedenen Richtungen innerhalb des deutschen Protestantismus zur Beschickung des evangelisch-socialen Congresses in Erfurt zu einigen, ließ sich zwar Stöcker dazu herbei, neben Naumann aufzutreten, aber die positivere Richtung unter den Lutheranern glaubte sich entschieden gegen eine Betheiligung verwahren zu müssen. Professor Doctor Nathusius in Greifswalde erklärte, die Stellung zur socialen Bewegung sei durchaus von der theologischen Richtung beeinflusst. Der Glaube an das Evangelium sei ein unübersteigliches Hindernis für den verkehrten Optimismus, dem sich so gerne nicht nur die Socialdemokraten, sondern auch alle jene ergeben, die in der Rücksicht auf das Wort Gottes kein Hindernis dagegen fänden, einen ungemessenen irdischen Fortschritt auszudenken und von der Verbesserungsfähigkeit der menschlichen Dinge maßlose Vorstellungen zu fassen. Es habe große Gefahren, in unserer Zeit ein Socialreformer zu sein. Bloß menschliches Wohlwollen, begeisterte Humanität und Verlaß auf die eigenen Ansichten führten leicht auf verhängnisvolle Abwege. Da könne man die Nüchternheit der Apostel und der alten Kirche nicht genug bewundern, die sich doch gewiß der Sklaverei und der grenzenlosen socialen Unordnung gegenüber in einer nicht weniger schwierigen Lage befunden hätten, als wir heute. Die Kraft, falsche irdische Erwartungen und aufgeregte Bestrebungen durch Demuth, Opfersinn und Selbstbeherrschung zu mäßigen, und so viele andere nöthige Eigenschaften könne man nur erlangen, wenn sich alle Socialreformer auf dem Boden des gemeinsamen Glaubens einigten.

Gelten diese Worte schon unter Protestanten, um wieviel mehr dann erst unter uns! Nun aber kämpfen jetzt im christlich-socialen Lager Leute Schulter an Schulter, Leute, die gewiß weit mehr von einander getrennt sind als liberale und orthodoxe Lutheraner. Außer dem Widerwillen gegen das Judenthum wird es wohl wenige Ideen geben, die sie miteinander gemein haben. Ist mit diesen Bundesgenossen, ist auf Grund des rein negativen Judenthums ein positiver Aufbau der christlichen Gesellschaftsordnung möglich?

Ich glaube, daß die praktischen Christen unter den Christlich-Socialen von dieser Frage unangenehmer berührt sind, als selbst unsereiner. Sie kennen eben auch die Bundesgenossen besser. Darum vermeiden sie nach Möglichkeit eine Antwort und sagen: „Dafür ist jetzt noch keine Zeit, das wird sich schon geben.“ Guter Gott, verzeihe mir, daß ich Deinen Namen hier anrufe, aber was sagst Du zu Leuten, die in so capitalen Dingen nur das Wort haben: „Das wird sich schon geben“? Sind das Türken, oder halten sie Dich für das heidnische Fatum? Oder wenn sie Christen sind, meinen sie, Du seiest nur dazu da, um den Karren aus dem Sumpfe zu ziehen, wenn sie ihn nicht mehr vor- noch rückwärts bringen? Und dann: gesetzt es gebe sich durch eine unverdiente Gnade Gottes.

Aber wer weiß nicht, was das heißt, wenn Leute, die sich bisher als Waffenbrüder betrachtet haben, auseinander gehen müssen? Und wer steht gut dafür, daß diese Freundschaft bis dorthin den eigenen Charakter und die eigene Begeisterung für das praktische Christenthum nicht bis in den Grund hinein verdorben hat?

Deshalb kann ich wenigstens die Bedenken über diese mir äußerst unsympathische Verbrüderung nie ganz los werden. Vom politischen Standpunkte aus kümmert sie mich wenig; selbst vom socialen aus kann ich sie verwinden, wenn sie von Fall zu Fall für einen wichtigen Zweck nöthig erscheint. Aber vom religiösen Standpunkt aus scheinen mir die nachtheiligen Folgen stets die Vortheile weit zu überwiegen, zumal wenn es sich um ein dauerndes Zusammengehen handelt und nicht bloß um ein vorübergehendes Zusammenwirken zur Erreichung eines augenblicklichen dringlichen Bedürfnisses.

Wenn aber nun einmal für jetzt und für die nächste Zeit diese Vereinigung unvermeidlich ist, so will ich um der Realpolitik willen selbst dazu schweigen. Dann aber muß ich gestehen, daß mir umso weniger verständlich sein will, warum keine Einigung zwischen den Christlich-Socialen und den Conservativen möglich sein soll. In diesem Stücke ist es mir einfach unmöglich, mich mit der leidigen Thatsache zufrieden zu geben. Die Christlich-Socialen mögen ihre Wege gehen, die Conservativen die ihrigen, sie mögen sich beide nach Kräften hüten, einander in den Weg zu kommen. Ich kenne die Menschen genug um zu begreifen, daß das besser ist, als wenn sie einander mit allen denkbaren Complimenten behandeln würden. Aber warum sie sich nicht als Brüder betrachten wollen, warum Feinde des alten Testaments bessere Bundesgenossen der Christlich-Socialen sein sollen als Conservative, treue Christen, aufrichtige Katholiken, das kann ich nicht begreifen.

Um Gottes und um seiner heiligen Sache willen nur doch nicht diese Spaltung! Parteien sind erlaubt, sie sind sogar gut, nie und nimmer aber Spaltungen, Mißhelligkeiten, Feindseligkeiten. Solange die Kirche eine Partei nicht verurtheilt, dürfen auch wir sie nicht verurtheilen. Wer einen verdammt, den die Kirche duldet, der zerreißt die Eingeweide seiner Mutter und schneidet in sein eigenes Fleisch. Ja, und wenn nur ein sachlicher Grund dazu vorhanden wäre! Ich rede von einem sachlichen Grunde, der vor Gottes Augen Stich hält. Aber in was haben denn die Conservativen den katholischen Glauben, die kirchliche Disciplin, den Eifer für den Sieg des Glaubens, für die Freiheit der Kirche, für die Reinheit des christlichen Lebens verathen? Worin unterscheiden sich denn die Ziele der beiden Parteien? Die Mittel sind verschieden, das gebe ich zu, und auch da ist die Verschiedenheit nicht derart, daß gleich ein Kampf auf Leben und Tod gerechtfertigt ist. Aber in allen wesentlichen Punkten sind beide Parteien einig. Warum also Streit? Schwächen, Irrungen sind ja überall, denn überall sind Menschen. Es fällt, um es offen zu sagen,

einem unbetheiligten Beobachter oft schwer abzuwägen, auf welcher Seite die Schäden größer seien. Die Christlich-Socialen behaupten, die Conservativen seien oft zu lahm und zu zahm. Die Conservativen erklären, die Christlich-Socialen schädeten sich und ihrer Sache durch ihre Schärfe und Maßlosigkeit. Ich gestehe, daß ich beiden recht gebe in dem, was sie einander vorhalten, und ich glaube, daß sie eben deshalb Gott nebeneinander gesetzt hat, damit die einen die andern ergänzen, und damit die einen von den andern lernen.

Freilich, wenn ich mit allen angeblichen Thatsachen rechnen wollte, d. h. mit den Vorwürfen, die die Christlich-Socialen den Conservativen machen, dann müßte mein Urtheil über die conservative Partei sehr schlimm ausfallen. Die Christlich-Socialen haben allenthalben das Urtheil verbreitet, die Conservativen in Oesterreich seien Staatskirchler, um nicht zu sagen das, was man in Schlesien und anderwärts Staatskatholiken nennt. Eine solche Anklage ist ungerechtfertigt, beinahe möchte ich sagen eine Verleumdung. Staatskirchler, Josefiner im alten Stil wird es wohl, Gott sei Dank, in Oesterreich nicht mehr viel geben, und Staatskatholiken hat es hier nie gegeben, wenigstens nicht als Partei. Eine gewisse praktische Ehrerbietigkeit gegen den Staat ist freilich in Oesterreich erbgewesen und allgemein, trotz einer ebenso eingebürgerten allzugroßen Redefreiheit gegen jede Art von Autorität, und ich möchte selbst den Christlich-Socialen nicht rathen, nach Westfalen oder an den Rhein zu gehen, sonst könnten sie bei den dortigen Katholiken, den Centrumsmännern, in den Verdacht kommen, als hätten auch sie den josephinischen Taufcharakter noch nicht ganz verloren. Die Volksanschauungen und das Volksgebahren sind eben überall anders. Darum muß man einfach die Dinge dort und hier nicht zusammenstellen und nicht Oesterreicher im Ausland mit Parteinamen verdächtigen, die dort eine ganz andere Bedeutung haben, vielmehr muß man anerkennen, daß Geschichte und Volkscharakter jeder Erscheinung ihre besonderen Merkmale ausdrücken. Es hat jedes Volk seine guten und jedes seine schwachen Seiten. Man achte fremde Vorzüge und bessere eigene Schwächen, sei aber gegen andere nicht eifersüchtig und wende nicht ohneweiters ihre Dinge auf sich an. So kann sich jeder mit jedem ohne Schaden und ohne Empfindlichkeiten vertragen.

Noch ärger, geradezu unverantwortlich ist es, wenn — ich habe das mit eigenen Augen gelesen, sonst würde ich es nicht glauben — ein Christlich-socials Blatt geradezu sagt, die Conservativen hätten mit ihrer Mahnung zur Achtung vor der Autorität nichts im Sinne als den — Byzantinismus zu predigen. Nun dann hat sich Leo XIII. in seinen Encykliken und gerade auch in der Encyklika Rerum novarum eines schönen Byzantinismus schuldig gemacht! Dann hört überhaupt jede Christliche Socialpolitik auf! Denn welcher ernsthaft Socialpolitiker wird es nicht als seine erste Pflicht betrachten, die Achtung vor der Autorität zu predigen! Doch derlei Anschuldigungen ver-

dienen keine Antwort, denn sie tragen den Stempel der Gehässigkeit wie ein Rainsmal auf der Stirne. Ich würde auch davon nicht sprechen, wenn ich es nicht für gut fände, um die Vertreter der verschiedenen Parteien daran zu erinnern, daß sie Menschen sind, und daß sie leicht in arge Menschlichkeiten verfallen können, wenn sie zu weit gehen, wenn sie allein als die Berechtigten gelten, wenn sie bis zur Vernichtung der andern vorgehen wollen.

Nein, vorläufig, bis die Kirche anders entscheidet, müssen sich beide Parteien dulden, beide dadurch unterstützen, daß jede ihre eigene Aufgabe loyal erfüllt, beide von einander das lernen, was sie selber nicht haben. Am besten wäre es freilich, es hätten alle das an sich, was nach Burke den wahren Staatsmann ausmacht, die Neigung zu erhalten und die Fähigkeit zu verbessern. Da es aber nur wenige Menschen gibt, die dessen fähig sind, so mögen sich die einen des Erhaltens befleißigen und dabei jenen danken, die dafür sorgen, daß das Erhalten nicht zum Erkalten werde, die andern aber mögen dafür sorgen, daß weder Stillstand noch Erstarrung eintrete und Gottes Fügung darin sehen, daß wieder Leute da sind, die den Fortschritt vor der Gefahr bewahren, zum Umwühlen und zum Umsturz auszuarten.

Die Einigung wird jetzt umso leichter sein, da wenigstens eine Coalition, die regierende, der große Stein des Anstoßes, zum Fall gebracht ist. Wenn man beobachtete, zu welchen Ausschreitungen der Kampf um diesen Zankapfel hien wie drüben geführt hat, kann man Gott nicht genug dafür danken, daß endlich der Streit um diesen Punkt ein Ende erreicht hat. Mögen nun aber auch die übrigen Anschuldigungen, die sich an Gespenster anderer Art knüpften, ein Ende nehmen!

Die ehrenrührigste dieser Anklagen ist der schmählische Ausdruck „Mission“ Schönborn. Es fällt mir nicht im Traum ein, einen Cardinal der heiligen römischen Kirche gegen den Vorwurf zu vertheidigen, er habe sich von der Regierung nach Rom schicken lassen. Wenn einen Cardinal-Fürsterbischof seine kirchliche Würde nicht über diese häßliche Verdächtigung hinaushebt, so können das auch meine Worte nicht. Ich vertheidige ihn aber auch deshalb nicht, weil diese Anschwärzung zu jenen gehört, die niemand glaubt als wer sie glauben will, die ebendeshalb aber auch unwiderleglich sind, weil sie der, der sie glauben will, doch nicht fahren läßt. Die Ausbreitung solcher Verleumdungen wird deshalb mit Recht in der Moral am schwersten zugerechnet. Die Wahrheit ist die: Der Cardinal ist nach Rom gegangen auf Bitten der Bischofsconferenz. Eine Mission kann auch eine solche Versammlung keinem Kirchenfürsten geben, der so hoch über ihr steht. Allein manche Leute scheinen keine Ahnung davon zu haben, was ein Cardinal nach kirchlichen Begriffen ist. Mögen sie nach Rom gehen, vielleicht lernen sie es dort. Die aber, die sich die Sache so vorstellen, als habe es sich darum gehandelt

die Christlich-Socialen anzuschwärzen, zeigen nur, wie sie es in gleicher Lage machen würden, und welch' kindliche Begriffe sie von Rom haben. Eine solche Auslegung ist keine Beleidigung gegen den Cardinal, sondern gegen den heiligen Stuhl, es müßte nur einer im Ernste so gutmüthig sein, zu glauben, man könne zum heiligen Vater so ohneweiters hineinlaufen mit aufgehobenem Zeigefinger, wie der kleine Hans zum Herrn Lehrer kommt und ihm meldet, daß ihn der Peter geschlagen habe. Soll's einmal einer darauf ankommen lassen, so nach Rom zu gehen! Es kanns ja jeder probieren! Wenn die guten Leute wüßten, wie schwer man in Rom ankommt, wie umfichtig und langsam man dort vorgeht, wenn sie bedächten, was in diesem Falle alles vorhergegangen ist, — sie wissen ja das am besten selber — sie müßten sich doch selber sagen, daß sie mit diesem Vorwurf einem Cardinal, der so lange Jahre in Rom gelebt hat, nur ihre eigene Denkweise unterstieben. Aber manchmal sieht man vor Klugheit nicht, was man mit Händen greifen könnte. Die Bischöfe sehen es für keine Schande an, bei der Umgestaltung aller Verhältnisse nicht erst zu warten, bis Rom durch Encykliken eingreifen muß, sie suchen vielmehr rechtzeitig Rath und Verhaltensmaßregeln bei dem zu holen, der berufen ist, seine Brüder zu stärken. Je schwieriger die Dinge sind, je mehr sie internationalen Charakter annehmen, je mehr sie mit den Vorgängen in anderen Ländern zusammenhängen, Vorgängen, die nun schon so viele Aussprüche Leo XIII. hervorgerufen haben, desto mehr drängt es sie nach Rom. Es waren zu gleicher Zeit mehr oder minder in ähnlichen Anliegen Bischöfe aus Belgien, aus Frankreich, aus Nordamerika in Rom — diese kommen überhaupt viel öfter hin als die österreichischen Bischöfe — aber ich habe nicht gehört, daß gegen einen von ihnen ein gleicher Vorwurf erhoben worden sei. Es scheint, daß man anderswo die Verworrenheit der Lage besser zu beurtheilen weiß als bei uns, wo allerdings die historischen und die nationalen Verhältnisse die Lage der Bischöfe noch schwerer beurtheilen lassen als irgendwo. Indes, ob sie einer beurtheilen kann oder nicht, der Cardinal hat keinem ein Unrecht gethan, als er nach Rom gieng. Er hat vielmehr im Namen der Bischöfe einen Schritt gethan, der ihm alle Ehre macht. Ich maße mir gewiß nicht an, den österreichischen Bischöfen einen Rath zu geben, aber ich möchte mir die Bitte erlauben, sie sollten in so wichtigen Angelegenheiten wie in der obschwebenden öfter nach Rom gehen, sie möchten ebenso oft und so zahlreich persönlich dort erscheinen wie die ausländischen Bischöfe, das gehört auch zu ihrer socialen Thätigkeit.

Ebenso ergeben und loyal möchte ich sie aber auch bitten, mit der Veröffentlichung dessen, was sie für die Freiheit und Selbstverwaltung der Kirche sowie für die Besserung der socialen Verhältnisse thun, nicht so zurückhaltend zu verfahren. Wir leben nun einmal im Zeitalter der Oeffentlichkeit. Wenn alles an die große Glocke gehängt wird, was man gegen sie ausbeuten kann, und mag

es noch so ungeheuerlich klingen, warum sollen gerade sie alles Material verbergen, das zu ihren Gunsten spricht? Heute sind die Leute wahrhaftig nicht mehr der Art, das sie denken: „Die Bischöfe werden schon thun was recht ist, auch wenn sie davon nichts kundgeben“. Im Gegentheil! Wie oft hört man sagen: Ja, was thun die hochwürdigsten Herren auf ihren Bischofsconferenzen? Die Tadler würden verstummen, wenn auch nur der dritte Theil dessen veröffentlicht würde, was hier geschehen ist. Allerdings sind die Bischöfe dem Volke von ihrem Verhalten keine Rechenschaft schuldig. Aber es würde doch einen guten Eindruck machen und das Volk würde wieder begeisterter zu den beständig verdächtigten Bischöfen stehen, wenn es wüßte, wie treu und beharrlich sich seine Bischöfe um seine und um die Rechte der Kirche angenommen haben.

Das allein schon würde ohne Zweifel dazu führen, das leider vielfach gestörte Verhältnis zwischen dem hochwürdigsten Episkopat und dem christlichen Volke wieder herzustellen. In diesem Uebelstande muß jeder einen der größten Schäden der Zeit erblicken. Um das einige Zusammengehen des Volkes mit seinen Hirten wieder herzustellen, dazu muß jeder mitwirken, dem es um das Gedeihen der christlichen Gesellschaftsordnung zu thun ist. Es holt sich einer allerdings dabei nicht eben viel Dank — der beste Beweis dafür, wie arg die Störung des rechten Verhältnisses ist. Aber, ich bitte, welcher Mann von Ehre und Gewissen, welcher Freund der Wahrheit und der Pflicht sieht da auf Dank oder Ansehung, wenn es sich um eine Sache von solcher Wichtigkeit handelt? Es muß Einigkeit, wahre, volle, aufrichtige Einigkeit zwischen den Bischöfen und dem christlichen Volke bestehen. Davon hängt es ab, ob das Streben nach Herstellung der christlichen Gesellschaftsordnung gelingen soll. Nach dem Ernst, mit dem einer für diese Einigung arbeitet, beurtheile ich es in erster Linie, ob es ihm mit seinen Bemühungen um eine christliche Socialreform Ernst ist oder nicht. Kein Theil kann etwas für sich allein. Die Bischöfe sind lahmgellegt, wenn das Volk nicht zu ihnen steht. Das Volk mag Anstrengungen machen welche immer, es ist alles vergeblich, wenn die Bischöfe nicht zu ihm stehen.

Es muß aber auch Einigkeit, volle, ungeheuchelte, dauernde Einigkeit unter den christlichen Parteien und Richtungen bestehen. So lange die Kirche eine Partei duldet, muß sie jeder dulden. Durch Achtung fremder Ansichten und Richtungen verdient einer Achtung für sich selber. Durch aufrichtige Förderung von redlichen fremden Bestrebungen, die man selber nicht verfolgen kann, unterstützt und ergänzt man die eigenen Bestrebungen. Je größer unsere Gesamtaufgabe, desto nothwendiger ist es, das sich Verschiedene in deren verschiedene Theile theilen. Je zahlreicher die Feinde, umso lauter muß die Einigkeit gegen sie gepredigt werden. Welche Schmach für den christlichen Namen, welcher Schaden für die gute Sache

diese Uneinigkeit im christlichen Lager! Darum betrachten es alle Eiferer für den Sieg der christlichen Socialreform als eine ihrer hauptsächlichsten Aufgaben, immer wieder die Einigkeit zu predigen. An ihrer Spitze steht Leo XIII., der es zu den schmerzlichsten Erlebnissen seines Pontificates rechnet, daß immer wieder unter Brüdern, die doch alle ein Ziel vor Augen haben, Uneinigkeit auftritt wegen Dingen, die wahrhaftig keines Streites wert sind. Deshalb hat er auf das vergangene Pfingstfest allgemeine Gebete in der ganzen Christenheit zum hl. Geist, dem Geist der Einigkeit vorgeschrieben. Von den Klagen und Wünschen des Papstes beseelt erhob kürzlich, nach seiner Rückkehr aus Rom, der erhabene Vorkämpfer für die sociale Erneuerung in Belgien, Bischof Doutreloux von Lüttich, laut und ernst seine Stimme und mahnte zur Eintracht und zur Versöhnlichkeit.¹⁾ Ihm schloß sich Cardinal Vogue von Armagh an und bat und beschwor die Führer der irischen Parteien, sich in christlicher Liebe zu vertragen, denn sonst sehe er die Stunde voraus, da sie im Kampfe erliegen und den Gegnern einen wohlfeilen Sieg bereiten würden. Hoffentlich ist die Zeit nicht ferne, wo die österreichischen Bischöfe in die Fußstapfen dieser Vorgänger treten und die ihrer Hirtenpflege anvertrauten Gläubigen ebenfalls zum Frieden und zu gegenseitiger Duldung ermahnen werden. Bis dahin muß jeder, der eine Stimme hat, sie erheben zur Predigt des Friedens, wenn er gleich weiß, daß er sich damit nicht viele Freunde macht, und muß sie noch mehr erheben zum Vater des Friedens, damit er die Herzen dazu stimme, in sich zu gehen, mit eigenen Fehler reuig eingedenk dem Freunde zu verzeihen und mit Preisgebung aller eigenen Sonderabsichten einzig das vor Augen zu haben, was Leo XIII. allen Socialreformern als obersten Leitstern vor Augen stellt, das allgemeine Beste.

Dies ist denn auch das Einzige, was ich für jetzt mit aller Kraft allen ohne Ausnahme gepredigt haben möchte. In allen Dingen, die frei sind, lasse ich mich belehren und betrachte es als keine Schande, für das hohe Gut des Friedens nachzugeben, alles zu opfern und mich selber dazu. Und wenn man mir sagt, ich verstehe nichts von praktischen Dingen, so antworte ich, indem ich die Worte des Apostels ändere: Gut, ich will auch nichts verstehen, ich lasse mir es gerne gefallen, daß man mir sage, ich wisse nichts, wenn ich nur eines weiß, daß Friede und Eintracht allein zum Siege führt. Möchte es mir gegönnt sein, den Frieden unter allen Söhnen der Kirche wieder hergestellt zu sehen, dann würde ich gerne sterben! Oder vielmehr, daß ich es ganz offen sage: Möchte Gott das Opfer meines Lebens dafür annehmen, daß wieder Friede würde, wie gerne würde ich es bringen! Von dem Augenblicke an, da alle Christen in Eintracht

¹⁾ Der Artikel ist geschrieben vor Veröffentlichung des päpstlichen Schreibens an die belgischen Bischöfe.

darnach streben, das praktische Christenthum im persönlichen und im öffentlichen Leben zur Herrschaft zu bringen, von diesem Augenblicke an bin ich der erste, der erklärt, daß es ein Verbrechen wäre, gegen die Bewegung ein Wort zu sprechen, und daß es heilige Gewissenspflicht sei, sie zu fördern. Ich habe dann doch nicht ein halbes Leben lang für die Wiederherstellung einer christlichen Gesellschaftsordnung gekämpft, und das zu einer Zeit, da einer dabei noch recht vereinsamt stand, um mich schließlich entgegenzustellen, wenn es sich darum handelt, schöne Gedanken zur That zu machen. Die Fahne aber zu verlassen, die ich so lange hochgehalten habe, dazu sind meine Haare nun doch schon zu sehr grau geworden. Ich habe aus Ueberzeugung auf manche gefährliche Bestandtheile der Bewegung hingewiesen, weil ich das der Kirche, der meine besten Kräfte gehören, und der Bewegung selber schuldig zu sein glaubte. Wenn einmal Garantien dafür geboten sind, daß diese bedenklichen Beimischungen wenigstens nicht die Oberhand gewinnen, dann fällt der Grund zur Zurückhaltung weg. Eine solche Garantie scheint mir bereits darin geboten, daß auch das christliche Landvolk in Masse sich zu der Bewegung neigt. Damit ist meines Erachtens bereits dagegen vorgesorgt, daß die mehr oder minder radicalen Elemente, die sich zu Anfang so störend an die Oberfläche gedrängt haben, nicht bloß nicht den Sieg erringen, sondern naturnothwendig sich werden ausscheiden müssen.

Wer in dieser Auffassung der Dinge Uebelwollen gegen die christliche Socialreform erkennen will, den möchte ich gebeten haben, er möge sein Herz vor Gott, dem Durchforscher der Nieren, prüfen. Daß ich die Dinge ernst nehme, das gebe ich zu; ich glaube sogar, daß ich mich dessen nicht zu schämen brauche. Uebermuth jedoch, so viel glaube ich mich zu kennen, oder Unbescheidenheit ist es nicht, was mich bewogen hat zu handeln, wie ich gehandelt habe. Ich vertraue mir mit gutem Gewissen die Worte des Apostels in den Mund zu nehmen: Auch ich, Brüder, da ich zu euch kam, kam nicht in hoher Rede oder Weisheit, sondern ich war bei euch in Schwachheit, in Furcht und vielem Zittern. (1. Corinth. 2, 1. 3.)

Und welches ist meine Belohnung? Dies, daß ich, indem ich das Evangelium predige, es ohne Dank und Lohn verkündige. Das sage ich nicht, damit mir so etwas zutheil werde. Lieber wollte ich sterben, als daß mir jemand meinen Ruhm vernichtete. Denn, daß ich das Evangelium verkündige, das gereicht mir nicht zum Ruhm, sondern es obliegt mir als Pflicht; wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predigte! (1. Corinth. 9, 15. 16. 18.)

Doch nun ist es genug. Ich schließe mit demselben Apostel: Factus sum insipiens — vos me coegistis; ego enim a vobis debui commendari. (2. Cor. 12, 11.)